

Grenzerfahrungen in Jenny Erpenbecks Roman *Gehen, ging, gegangen*

Es ist gut, dass unsere Gesellschaften, anders als nach dem 11. September 2001, dem Terror unsere Freiheit entgegeng gehalten haben. Es ist beglückend zu sehen, wie viele Menschen in Europa und besonders auch in Deutschland sich für Flüchtlinge einsetzen. Aber dieser Protest und diese Solidarität, sie bleiben noch zu oft unpolitisch. Wir führen keine breite gesellschaftliche Debatte über die Ursachen des Terrors und der Fluchtbewegung und inwiefern unsere eigene Politik vielleicht sogar die Katastrophe befördert, die sich vor unseren Grenzen abspielt. [...] Nicht, dass es einfache Antworten darauf gäbe, [...] – aber wir stellen uns nicht einmal ernsthaft die Frage.¹

Navid Kermani fokussiert in seiner Rede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels im Jahr 2015 genau jene Frage, um die es in diesem Beitrag gehen soll, nämlich inwiefern sich die Bundesrepublik samt ihren BürgerInnen ihrer eigenen Verantwortung für die Flüchtlingswellen und Grenzproblematiken bewusst sein will. Ein Text, der sich diesen Fragen widmet, ist Jenny Erpenbecks Roman *Gehen, ging, gegangen*.² Er erzählt aus der Perspektive Richards, eines emeritierten Professors für Alte Sprache, die Geschichte von Menschen, die zu Grenzsubjekten gemacht werden. Der Roman betrachtet weniger die politischen Akteure als vielmehr die persönliche Begegnung mit den Flüchtlingen.³ Dabei, so die These, werden in dem Roman

1 Navid Kermani: Über die Grenzen – Jacques Mourad und die Liebe in Syrien. Friedenspreisrede des deutschen Buchhandels. 2015. <http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/819312/> (abgerufen am 03.09.2016).

2 Jenny Erpenbeck: *Gehen, ging, gegangen*. 4. Aufl., München: Albrecht Knaus Verlag 2015. Im Folgenden als „G“ im Fließtext zitiert.

3 In diesem Beitrag werden die Begriffe ‚Flüchtling‘, ‚Geflohene‘ und ‚Geflüchtete‘ wertneutral und ohne Bedeutungsunterschied verwendet. Vgl. zur Debatte um die korrekte Bezeichnung: Peter Eisenberg: Wort des Jahres „Flüchtling“. Hier endet das Gendern. In: FAZ vom 16.12.2015 <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/wort-des-jahres-fluechtling-hier-endet-das-gendern-13967817.html> (abgerufen am: 11.09.2016).

unsichtbare Grenzen⁴ sichtbar gemacht, reflektiert und hinterfragt. Dieses zentrale Motiv des Sichtbar-Werdens ist vor dem Hintergrund der Unsichtbarkeit von Grenzen umso entscheidender.⁵ Untersucht werden neben den territorialen Grenzdiskursen auch die Grenzen hinter diesen territorialen Grenzen, welche u. a. anhand der Aspekte Zeit und Machtverteilung sichtbar werden. Dabei möchte Erpenbecks Roman nicht neutral sein, vielmehr ist er ein Aufruf zum Engagement für Flüchtlinge. Das zeigt sich auch an der Rahmung: Er beginnt mit drei programmatischen Zitaten (vgl. G, S. 7) und endet im Paratext mit dem Hinweis auf eine Möglichkeit für Flüchtlinge zu spenden (vgl. G, S. 351).

Der Roman behandelt mit der Flüchtlingskrise und ihrem Umgang ein seit Jahren aktuelles Thema und bezieht Stellung. In einem Gespräch mit der BZ sagt Jenny Erpenbeck am 11. Oktober 2015: „Lieber wäre es mir gewesen, wenn die Politik mich ‚überholt‘ hätte – ich habe ja immerhin zwei Jahre daran gearbeitet. Aber ja, es passt leider mehr denn je zur aktuellen Situation.“⁶ Und – so muss man ergänzen – auch 2016 ist er nicht weniger aktuell, sondern im wahrsten Wortsinn ein Gegenwartsroman.

Erpenbeck greift in *Gehen, ging, gegangen* die reale Besetzung des Oranienplatzes in Berlin auf⁷ und literarisiert ihre persönlichen Begegnungen in ihrem Roman: „Ich habe mit Flüchtlingen gesprochen und deren Geschichten im Buch verarbeitet, aber dokumentarisch ist der Roman nicht.“⁸ Für Erpenbeck ist dabei das Thema der Grenze zentral, so gibt sie zu bedenken:

Es ist immer eine Frage der Grenzen. Wenn man eine Grenze zu macht, ist ganz klar, dass ein Stau entsteht. Eine Grenze errichtet man nicht,

4 „Sie manifestieren sich nicht mehr ausschließlich entlang von Linien, die durch Begrenzungssteine, Zäune, Mauern, Grenzposten oder Zollstationen sichtbar werden, sondern die Grenze kann auch unabhängig hiervon in Form punktueller Kontrollen oder beweglicher Grenzsäume sichtbar werden, beziehungsweise für das Auge gänzlich unsichtbar bleiben, schließlich wird die Grenze nicht mehr jedem Menschen gegenüber, der sich ihr nähert, auch manifest; die heutige Grenze unterscheidet, wen sie zum Grenzsubjekt machen will.“ (Monika Eigmüller: Der duale Charakter der Grenze. Bedingungen einer aktuellen Grenztheorie. In: Monika Eigmüller/Georg Vobruba (Hg.): Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes, Wiesbaden: VS Verlag 2006, S. 55–74, hier S. 59).

5 Auch Friedmar Apel lenkt durch den Titel seiner Rezension den Blick auf diesen Aspekt: Wir wurden, werden, sind sichtbar. In: FAZ vom 16.09.2016. <http://www.faz.net/gr3-87529> (abgerufen am 24.08.2016).

6 Sebastian Naumann: Jenny Erpenbeck: Flüchtlinge sind zu Freunden geworden. In: BZ vom 11.10.2015. <http://www.bz-berlin.de/kultur/literatur/jenny-erpenbeck-fluechtlinge-sind-zu-freunden-geworden> (abgerufen am 23.08.2016).

7 Vgl. dazu: Dossier der taz zum Flüchtlingscamp auf dem Oranienplatz: <http://www.taz.de/t5013807/> (abgerufen am 14.08.2016).

8 Naumann: Jenny Erpenbeck.

ohne dass auf der anderen Seite schon eine Kraft da ist, man macht die Grenze ja, um diese Kraft aufzuhalten. Das heißt: Da wartet etwas. Letztendlich nicht anders als in der Physik. Eine Grenze hat immer mit Gewalt zu tun.⁹

Grenzen und Entgrenzung in *Gehen, ging, gegangen*

„Gott schuf das Volumen, der Teufel die Oberfläche“¹⁰ – Grenze als Oberfläche

Bereits der Paratext des Romans thematisiert die Verfasstheit von Grenzen. Das erste der drei dem Roman vorangestellten Zitate ist ein Ausspruch des Physikers und Nobelpreisträgers Wolfgang Pauli: „Gott schuf das Volumen, der Teufel die Oberfläche“ (G, S. 7). Die Oberfläche eines Körpers ist die Grenzfläche desselben. Sie definiert, was außerhalb des Körpers liegt und was sich innerhalb befindet, und ist das, was als erstes sichtbar ist. Ein Blick in die Physik zeigt den Kontext des Zitates, der den meisten Lesern jedoch nicht ohne Nachforschung bekannt sein dürfte: Auf der Einführungsseite der Universität Marburg heißt es in Bezug auf Paulis Zitat, es „soll unmissverständlich klar machen, dass eine Oberfläche der wohlgeordneten und gut verstandenen Welt der Festkörper klare Grenzen setzt.“¹¹ Die Erforschung einer Ober- oder Grenzfläche stellt für die Oberflächenphysik komplexere Aufgaben dar als die Volumenphysik, die das Innere eines Körpers betrachtet. Dabei hat diese Grenzfläche, obwohl viel kleiner als das Volumen des Körpers, besondere Eigenschaften, „die sich von denen des Volumens eines Festkörpers grundlegend unterscheiden.“¹² Diese Eigenschaften bestimmen ihrerseits dann die Funktion des Materials und damit des gesamten Körpers und bekommen eine enorme Bedeutung.¹³ Insofern stellt die Assoziation der Ober- oder Grenzfläche mit dem Teufel zunächst eine moralische Wertung in Bezug auf die physikalische Betrachtung von Oberflächen

9 Ijoma Mangold: Gegen die herrschende Klasse. Gespräch. In: Die Zeit vom 02.11.2015 (gedruckt in Zeit Literatur vom 08.10.2015, S. 4–9). <http://www.zeit.de/2015/41/literatur-politik-gesellschaft-ilija-trojanow> (abgerufen am 22.08.2016).

10 G, S. 7.

11 Universität Marburg: Oberflächenphysik. http://www.uni-marburg.de/fb13/researchgroups/of/introduction/oberfl.html?language_sync=1 (abgerufen am 23.08.2016)

12 Universität Marburg: Oberflächenphysik.

13 Vgl. dazu: „Unter der Oberfläche eines kristallinen Festkörpers versteht man den Bereich, in dem die geometrische und elektronische Struktur sich merklich von der des Festkörpervolumens unterscheidet; das sind im Wesentlichen einige wenige Atomlagen von der Oberfläche aus gezählt“ (Ebd.).

dar. Das Zitat wurde dem Roman jedoch ohne Kontext vorangestellt. Übertragen auf den Roman ist das Zitat somit in der ersten Lesart eine sehr negative Wahrnehmung von Grenze und Begrenzung als teuflisch. Eingebettet in den physikalischen Kontext ist es ein Hinweis auf die Komplexität der Grenzproblematik, da sich an der Grenze die Eigenschaften verkehren, von dem Rest des Festkörpers unterscheiden und die Oberfläche des Körpers zugleich der sichtbare Teil desselben ist. Paulis Ausspruch wird vor diesem Hintergrund eine Art Leitsatz und Deutungshypothese des Romans.

„Europäische“ Grenzen: Die Macht der Grenzbildung

Territoriale Grenzen sind eine Form von Grenzen, die in Erpenbecks Roman behandelt werden. Die Vorstellungen territorialer Grenzen der Hauptfigur, des emeritierten Professors Richard, sind durch seine Erfahrungen als Ost-Berliner geprägt: „Es gab eine Grenze, und es war nicht erlaubt, vom Osten in den Westen Berlins zu gehen“ (G, S. 193). Diese Grenze war sichtbar durch die Mauer und spürbar durch die Grenzkontrollen. Wer es jedoch über diese Grenze geschafft hat, wurde auf der anderen Seite willkommen geheißen und hat einen Pass bekommen, „ohne Probleme. So, als ob sie schon immer Bürger im Westen gewesen wären“ (G, S. 194). Richards Erfahrungen stehen die der afrikanischen Flüchtlinge gegenüber, welche, auch wenn sie es über die Grenzen und Mauern schaffen, dort gerade nicht willkommen sind. Vor dem Hintergrund dieser unterschiedlichen Grenzerfahrungen scheitert Richard im Gespräch daran, einem seiner afrikanischen Bekannten zu erklären, warum es solche Unterschiede in der Behandlung von Flüchtenden gibt (vgl. G, S. 193f.).

Nach der politischen Wende von 1989 hat sich die sichtbare Grenze aufgelöst, doch ist sich Richard dieser Grenze immer noch sehr bewusst: „Fünfhundert Meter weiter überqueren sie die unsichtbare Linie auf dem Asphalt, die früher die Grenze war“ (G, S. 195). Für ihn war das Überschreiten dieser Grenze nach der Wende unproblematisch, er hat auf Anhieb seinen Pass bekommen, seine Arbeit behalten und sich nach und nach in die neue Situation eingewöhnt. Richard gehört also nicht zu den ökonomischen Wendeverlierern der DDR, doch gilt auch für jene, dass sie im Unterschied zu den afrikanischen Flüchtlingen einen gesicherten politischen Status hatten.

Durch die Begegnungen mit den afrikanischen Flüchtlingen sieht sich Richard zum ersten Mal mit der Kolonialpolitik Europas und dem dahinterliegenden Eurozentrismus konfrontiert, der sich das Recht herausnimmt auf einem anderen Kontinent Grenzen zu ziehen, über Innen und Außen zu urteilen. Der Roman fragt also genau nach jener Verantwortung Europas, die Kermani in seiner Rede im Kontext des Nahen Ostens anspricht. Im Gespräch mit ei-

nem Tuareg aus der Sahara gibt dieser auf Richards Frage, aus welchem Land er stamme, die Antwort: „Aus der Wüste“ (G, S. 66). Dadurch wird bei Richard ein Denkprozess angestoßen:

Zum ersten Mal kommt ihm [Richard, A.d.V.] der Gedanke, dass die von den Europäern gezogenen Grenzen die Afrikaner eigentlich gar nichts angehen. Kürzlich hat er, als er die Hauptstädte gesucht hat, wieder die schnurgeraden Linien im Atlas gesehen, aber erst jetzt wird ihm klar, welche Willkür da sichtbar wird an so einer Linie. (G, S. 66)

Durch das Ziehen der Grenzen wird außerdem ein Machtgefälle sichtbar, das Richard in seinen Überlegungen mit den Kolonialisierungspraktiken der Europäer in Zusammenhang bringt. Auch lange nach der Kolonialisierung bleibt dieser Eingriff spürbar und hat Auswirkungen auf die dort lebende Bevölkerung: „Die Tuareg sagen: In den sechziger Jahren haben die Franzosen durch die Aufteilung des traditionell von ihnen besiedelten Gebiets auf fünf verschiedene Länder diesen ihren politischen Körper zerschnitten“ (G, S. 175). Die Kolonie existiert zwar nicht mehr, aber die durch sie verursachten Grenzen rufen politische Probleme hervor.

Diese von Europäern gezogenen Grenzen bringen die geflohenen Männer mit nach Europa. In der Flüchtlingsunterkunft werden die Zelte und Zimmer nach Länderzugehörigkeit aufgeteilt: „Es gibt auch ein Ghana-Zimmer, ein Niger-Zimmer und so weiter. So haben wir es auch auf dem Oranienplatz mit den Zelten gemacht, dann kennt man sich besser aus, sagt Raschid, Also hier, in Zimmer 2017, sind wir sozusagen in Nigeria“ (G, S. 61).

Bei seiner Beschäftigung mit der Kolonialpolitik Europas realisiert Richard auch deren Fortsetzung durch gegenwärtige ökonomischer Ausbeutungspraktiken: „knapp einhundert Jahre später hatten die Franzosen in ihrer ehemaligen Kolonie stattdessen nicht minder ungeniert den Uranabbau in Angriff genommen“ (G, S. 186). Im Gespräch mit seinen deutschen Freunden thematisiert Richard den Zusammenhang zwischen europäischem Wohlstand und in Afrika verursachten Umweltschäden und gesundheitlichen Problemen: „Dort, sagt Richard, ist das Trinkwasser inzwischen verseucht, die Kamele sind hin, die Menschen kriegen Krebs, ohne zu wissen, warum – der Strom aber fließt in Frankreich und hier bei uns, in Deutschland“ (G, S. 182).

Vor diesem Hintergrund positioniert sich der Roman auch gegen die im europäischen Diskurs geäußerte Haltung, die Afrikaner seien für ihre Probleme selbst verantwortlich: „Die Afrikaner müssen ihre Probleme in Afrika lösen, hat Richard in letzter Zeit häufig Leute sagen hören“ (G, S. 252). Darauf reagiert Richard ironisch mit einer fiktiven Erledigungsliste für die zu lösenden afrikanischen Probleme:

- *Klage gegen den Konzern Areva (Frankreich) einreichen*
- *neue Regierung in Niger einsetzen, die sich durch ausländische Investoren nicht bestechen oder erpressen lässt*
- *unabhängigen Tuareg-Staat Azawad gründen (mit Yussuf besprechen)*
(Hervorhebung und Layout wie im Original G, S. 252)

Jeder, der diese Liste sieht, muss die Unmöglichkeit der Forderungen erkennen; Richards Überspitzungen machen eindrücklich deutlich, wie sehr Europa ökonomisch aber auch grenzpolitisch in die afrikanischen Probleme verstrickt ist, ohne dass Europa seine Verantwortung eingesteht; auf diesen Aspekt wird an späterer Stelle noch genauer eingegangen.

Grenzen Europas – Sichtbar im Innern

Auch das komplexe Thema der europäischen Grenzen wird in dem Roman reflektiert. Richard stellt bei seinen Recherchen fest: „Die italienischen Gesetze haben andere Grenzen im Sinn als die deutschen Gesetze“ (G, S. 86). Dabei bemerkt Richard auch die Unterschiede dieser neuen, nur durch Gesetze festgelegten Grenzen gegenüber der ihm bekannten Form von Grenze, die „auf einem bestimmten Streifen der Erde verläuft und entweder in eine oder in beide Richtungen nur nach Kontrollen durchlässig ist“ (G, S. 86). Diese Grenzen sind durch Sicherungsmaßnahmen klar erkennbar, aber die neuen europäischen Grenzen nicht mehr:

Sobald aber nur noch Gesetze über die Ländergrenzen bestimmen, verschwimmt die Eindeutigkeit, der eine antwortet gleichsam auf eine Frage, die der andere gar nicht gestellt hat, und der zweite wiederum spricht über alles, nur nicht über das, was der erste herausfinden will.

Das Gesetz verlagert sich tatsächlich von der physischen Wirklichkeit ins Reich der Sprache.

Der Fremdling nun, der in keinem von diesen Ländern zu Haus ist, gerät zwischen die unsichtbar gewordenen Fronten, in eine innereuropäische Diskussion, die mit ihm und dem wirklichen Krieg, den er hinter sich lassen will, nicht das geringste zu tun hat. (G, S. 86)

Die Grenzen sind unsichtbar und dadurch zunächst durchlässig, da sie sich nicht durch Mauern, sondern durch Gesetze zeigen. Diese Grenzen werden für die Geflohenen erst dann deutlich, wenn sie bspw. einen Antrag auf Asyl stellen, da in diesem Fall das europäische Land zuständig ist, welches die Flüchtlinge als erstes betreten haben. „Richard versteht: Mit *Dublin II* hat sich jedes europäische Land, das keine Mittelmeerküste besitzt, das Recht erkaufte, den Flüchtlingen, die übers Mittelmeer kommen, nicht zuhören zu müssen“

(G, S. 85). So wird für ihn nun verständlich, dass die Geflohenen problemlos aus Italien ausreisen dürfen, da Italien kein Interesse daran hat, alle dort über das Mittelmeer kommenden Flüchtlinge zu behalten. Dies ist dann auch der Grund, warum die Besetzung des Oranienplatzes dennoch in Berlin verhandelt wird, obwohl sie eigentlich Teil eines viel komplexeren Problems der europäischen Staaten im Umgang mit den Flüchtlingen ist. Richard versteht durch seine Recherchen, dass es sich bei der Berliner „Auseinandersetzung des Senats mit den Flüchtlingen letztendlich um ein Grenzproblem handelt“ (G, S. 48).

Dadurch werden die europäischen Grenzprobleme auch für den emeritierten Professor Richard spürbar, der eigentlich dabei ist, seine Pensionierungszeit für sich neu zu ordnen und der in seinem privilegierten Leben mit den gleichen politischen Scheuklappen gelebt hat wie sein akademisches Mittelschichtumfeld: „Eine Grenze, denkt Richard, kann also plötzlich sichtbar werden, kann plötzlich an einem Ort erscheinen, wo sonst nie eine war“ (G, S. 259). Dies zeigt sich für ihn in der massiven, kriegsähnlichen Polizeipräsenz, mit der die afrikanischen Flüchtlinge zum Auszug aus dem Heim bewegt werden sollen, nachdem die Einzelfallprüfung wie erwartet ergeben hat, dass sie in Deutschland keine Ansprüche auf Asyl haben:

Jetzt entsteigen dem vorderen Mannschaftswagen Polizisten in voller Montur: Kampfanzüge, Helme mit heruntergeklapptem Visier, Knüppel, Pistole. *Gewaltig dröhnt die Erde unter ihren Füßen, als sie marschieren.* In Viererreihen nehmen sie Aufstellung vor dem Tor zum Asylbewerberheim. Richard fragt sich, ob tatsächlich 40 schwerbewaffnete Männer notwendig sind, um 12 afrikanische Flüchtlinge aus so einem Heim zu tragen, ganz zu schweigen von den übrigen 150 Polizisten, die in den anderen Wagen auf ihr Startsignal warten. (G, S. 259)

Die europäischen Grenzen werden nicht außen, sondern innen sichtbar.

Grenzen hinter den Grenzen

Der Roman verhandelt auch im übertragenen Sinne die Problematik von Grenzen, die im Folgenden anhand der Aspekte Hautfarbe, Zeit, Wahrnehmung und Macht untersucht werden.

Ein „paar Pigmente“¹⁴ – Was ist die eigentliche Grenze?

Die Erlebnisse mit den Flüchtlingen lösen bei Richard mehr und mehr einen Denkprozess aus und er fragt sich, was die eigentlichen, offenbar unüberwindlichen Grenzen sind, die hinter diesen territorialen Grenzvorstellungen liegen:

14 G, S. 261.

War der Graben zwischen ihnen tatsächlich bodenlos tief und entfesselte deshalb so heftige Turbulenzen? Und verlief er zwischen Schwarz und Weiß? Oder zwischen denen, deren Väter nicht mehr am Leben waren, und denen, deren Väter noch lebten? Oder zwischen denen mit den geringelten Haaren und denen mit glatten? Oder zwischen denen, die ihr Essen *Fufu* nannten, und denen, die Gulasch dazu sagten? Oder zwischen denen, die gern gelbe, rote und grüne T-Shirts anzogen, und denen, die sich lieber einen Schlips umbanden? Oder zwischen denen, die gern Wasser tranken, und jenen, die Bier lieber mochten? Oder zwischen der einen Sprache und der andern? Wieviel Grenzen gab es überhaupt in einem einzigen Universum? (G, S. 259f.)

Durch diese Oppositionsbildung wird deutlich, dass es sich zwar um Unterschiede handelt, dass diese aber rein rational in keinem Verhältnis zu den ausgelösten Spannungen stehen, sondern dass es um Wertungen und Ängste geht, also die Wertung, dass das Eigene wichtiger ist und deswegen aus Angst vor dem Anderen abgegrenzt werden muss. Dies geschieht in der ausgewählten Textstelle durch Oppositionen, bei denen eine Grenzziehung offensichtlich absurd wäre wie die der T-Shirt-Farbe. Diese werden mit rassistischen Oppositionen wie der Frage nach der Hautfarbe kontrastiert, sodass ein Gefälle entsteht. Richard überlegt daher: „Anders gefragt, was war die wirkliche, eine, entscheidende Grenze? Vielleicht die zwischen tot und lebendig?“ (G, S. 259). Er kommt zu dem Ergebnis, dass diese vor dem Asylbewerberheim ausgefochtenen Grenzen gar keine grundlegenden, ‚natürlichen‘ Grenzen sein können und es im Universum ganz andere, größere Grenzen gibt. In Bezug auf die sichtbaren und phänotypischen Unterschiede der Menschen wie z. B. die Haut- oder Haarfarbe kommt Richard zu dem Schluss:

Zieht man all diese möglichen Grenzen in Betracht, scheint Richard der Unterschied zwischen dem einen Menschen und dem anderen dagegen lächerlich gering, und ist es vielleicht gar kein Graben, der sich hier am Eingang eines Asylbewerberheims in Berlin plötzlich auftut, [...] denn immerhin geht es nur um ein paar Pigmente in dem Material, das von allen Menschen in der jeweiligen Sprache *Haut* genannt wird [...]. (G, S. 261)

Damit lenkt er den Blick auf die große Gemeinsamkeit, das Menschsein, welche die Unterschiede im Vergleich verschwindend gering sein lässt. Diese sind dann nicht mehr grundsätzlicher Art, weil von einem humanitären Standpunkt aus betrachtet alle Menschen gleich sind. Trotzdem haben sich im Laufe der Menschheitsgeschichte Rassismen entwickelt, die hartnäckig den Diskurs bestimmen. So verursachen optische Differenzen, vor allem die Hautfarbe, immer wieder Barrieren, welche auch in dem Roman thematisiert werden. Diese

Überlegungen Richards sind das Ergebnis seines Annäherungsprozesses an die geflohenen Männer. Gerade im ersten Drittel des Romans nimmt Richard die Unterschiede, auch anhand der Hautfarbe, stark wahr: Auf einer Versammlung, die über die Situation in einer von Flüchtlingen besetzten Kreuzberger Schule stattfindet, sieht er viele „schwarzhäutig[e] Menschen“ (G, S. 37) und „wenig[e] weißhäutig[e] Anwesend[e]“ (G, S. 37). Auf dem Oranienplatz bietet sich ein ganz ähnliches Bild: „Er sieht schwarze Männer und weiße Sympathisanten“ (G, S. 44). Diese Gruppierung anhand der Hautfarbe geht soweit, dass Richard auch die Feindifferenzierung innerhalb der Gruppen schwerfällt: „Überhaupt ist es schwer für Richard, sich an irgendwen zu erinnern, die Haare und Gesichter sind ja alle so schwarz“ (G, S. 93). Auch wenn er es nicht bewusst steuert, wird durch die Wahrnehmung der Hautfarbe eine Einheit hergestellt, eine Verallgemeinerung, in der das Individuum untergeht. Richard selbst macht sich später auf den Weg, lernt die Individuen kennen und löst auf diese Weise die Verallgemeinerung auf. Jedoch zeigen z. B. die Erlebnisse von Osarobo, wie solche Verallgemeinerungen vor allem Vorurteile und Ängste pauschal auf die gesamte Gruppe übertragen. Osarobo ist ein Junge aus Nigeria, der Richard von Fremdenfeindlichkeit berichtet, der er in Italien begegnet ist: „In der Metro, sagt er, stehen die Leute auf und setzen sich anderswohin, wenn sich ein Schwarzer neben sie setzt. [...] Tja, sagt der Junge, und zupft an der Haut auf seinem Handrücken, als wollte er sich diese lästige Hülle abziehen“ (G, S. 125f.). Diese Erfahrung ist kein Einzelfall, denn nach einem erneuten Aufenthalt in Italien berichtet Osarobo von ganz ähnlichen Erlebnissen (vgl. G, S. 245).

Auch in Richards engstem Umfeld löst die Hautfarbe Ängste und Vorurteile aus, so hilft Ali, der in Italien in der Krankenpflege gearbeitet hat, Richards langjähriger Freundin Anne über Weihnachten bei der Pflege ihrer Mutter. Anne berichtet Richard nach dem ersten Treffen, wie dankbar sie für Alis Hilfe ist, aber auch von den durch die Hautfarbe ausgelösten Ängsten ihrer Mutter: „Meine Mutter, erzählt sie am Telefon, hat im ersten Moment Angst vor Ali gehabt, weil er schwarz ist, aber das wird schon“ (G, S. 216). Der weitere Verlauf zeigt, das wird nicht: Die Ängste bleiben, sodass die polnische Pflegerin früher aus Polen zurückkommt und die Pflege wieder übernimmt (vgl. G, S. 241f.).

Nachdem Richard mehr und mehr die geflohenen Jugendlichen und Männer kennenlernt, merkt er, wie er selbst von diesen Vorurteilen betroffen ist: „Vater, Mutter, zwei Kinder – alle Köpfe zu Richards Auto gedreht, stumm und fassungslos angesichts so vieler Mohren und eines offensichtlich verrückt gewordenen Weißen“ (G, S. 198).

Sichtbar werden

Dort wo die Sprache aufhört, treten andere Wahrnehmungsebenen in den Vordergrund. In Erpenbecks Roman ist es in diesen Fällen vor allem die visuelle Wahrnehmung. Ein weiterer Flüchtling, den Richard kennen lernt, berichtet von seinen Kriegserfahrungen, die zum Verlust der eigenen Identität führen:

Der Krieg zerstört alles, sagt Awad: die Familie, die Freunde, den Ort, an dem man gelebt hat, die Arbeit, den Alltag. Wenn man ein Fremder wird, sagt Awad, hat man keine Wahl mehr. Man weiß nicht, wohin. Man weiß nichts mehr. Ich kann mich selbst nicht mehr sehen, das Kind, das ich war. Ich habe kein Bild mehr von mir. (G, S. 80)

Der Verlust des Selbstbildes gehört zur leidvollen Grunderfahrung von Flüchtenden. Auch den Demonstranten auf dem Alexanderplatz geht es zu Beginn vor allem darum, sichtbar zu werden: „*We become visible*. [...] *Wir werden sichtbar*“ (G, S. 23) steht auf ihrem Schild. Richard, der sich auch auf dem Alexanderplatz befindet, nimmt zunächst die Position der verdrängenden Wohlstandsgesellschaft ein und sieht nicht zu den Flüchtlingen hin. Er wundert sich abends bei den Fernsehnachrichten: „*Wir werden sichtbar*. Warum hat er die Demonstration denn nicht gesehen?“ (G, S. 27). Er verfolgt nun über die Medien den Verlauf der Demonstration. Dabei offenbart sich sein rein intellektueller Zugang zu dem Thema, wenn er nach der Auflösung der Demonstration feststellt: „Schade, denkt er. Die Idee, sichtbar zu werden, indem man öffentlich nicht sagt, wer man ist, hatte ihm gefallen“ (G, S. 31). Richard benötigt also ein Medium, um vom Nicht-Sehen über das Fernsehen zum Sehen mit den eigenen Augen zu gelangen. Richards Wahrnehmung erweitert sich nach und nach. Zunächst nimmt er wesentlich stärker alle Nachrichtenmeldungen über fliehende Menschen wahr (vgl. G, S. 33). Dann betrachtet er in einem Atlas Karten von Afrika, da er weder die geographische Lage der Länder noch ihre Hauptstädte kennt (vgl. G, S. 33). Nach dieser Recherchephase entschließt er sich zur eigenen Beobachtung, zum eigenen Sehen. Zuerst in der Berliner Schule, wo ein reines Sehen und Beobachten aber nicht möglich ist: „Er will einfach nur sehen, und beim Sehen in Ruhe gelassen werden“ (G, S. 42). Dies kann er dann bei seinem Besuch auf dem Oranienplatz. Er ist ein „stille[r] Beobachter“ (G, S. 45) und wird von den Anwesenden nicht wahrgenommen. Dadurch ist er in der Lage zu sehen und zu hören.¹⁵ Die Verschiebung und Erweiterung der

15 Dies ist eine Weiterentwicklung, Richard war es in der Eingangsszene auf dem Alexanderplatz nicht möglich, zu hören („Warum kann Richard [...] diese Stille nicht hören“ G, S. 19) und zu sehen („sieht Richard nicht zum Rathaus hinüber“ G, S. 21).

Wahrnehmung wird sprachlich betont, da jeder Satz über die Beobachtungen Richards repetitiv mit dem Satzanfang „Er sieht“ (G, S. 48f.) beginnt.

Das Hinsehen ist der Beginn eines Experiments, welches als Beobachtungsphase zusammen mit Recherchen dem eigentlichen von Richard sich selbst überlegten Forschungsprojekt vor Ort, nämlich den Begegnungen mit den Flüchtlingen, vorangeht. Damit kann der Roman auch als Versuchsanleitung für Richards Projekt ‚Begegnung mit Flüchtlingen‘ gesehen werden, – beginnend mit der Planungsphase, anschließend einer Recherche und dann der Durchführung. Seine Forschungsfrage formuliert Richard folgendermaßen:

Um den Übergang von einem ausgefüllten und überschaubaren Alltag in den nach allen Seiten offenen, gleichsam zugigen Alltag eines Flüchtlingslebens zu erkunden, muss er wissen, was am Anfang war, in der Mitte – und was jetzt ist. Dort, wo das eine Leben eines Menschen an das andere Leben desselben Menschen grenzt, muss doch der Übergang sichtbar werden, der, wenn er genau hinschaut, selbst eigentlich nichts ist. (G, S. 52)

Seine Hypothese ist, dass die Flucht eine Zäsur in dem Leben der Menschen darstellt und so das eine Leben in mehrere teilt. Er möchte den Übergang, also die Schwellensituation untersuchen, die auch mit seinem eigenen Leben zu tun hat, denn er hat gerade eben seine Pensionierung hinter sich und dadurch ebenfalls das Feld des Gewohnten verlassen. In den Gesprächen mit den Afrikanern kommt er tatsächlich an den Punkt, eine mögliche Antwort gefunden zu haben. Nachdem Awad vom Verlust seiner Identität erzählt hat, stellt Richard fest: „Ein Fremder werden. Sich selbst und den andern. So also sah ein Übergang aus“ (G, S. 81). Als Fremder gibt es kein Innen mehr, sodass sich selbst ein Fremder zu werden der vollkommene Verlust des Innern bedeutet.

Durch seine Reflexionen verändert sich nicht nur Richards Wahrnehmung, sondern auch seine innere Einstellung. Er geht zunächst mit einer neutralen Forschungsperspektive an die Gespräche heran: „Und wenn es [sein Interesse, A.d.V] nicht, sein ganzes Berufsleben über, so kalt gewesen wäre, hätte er nicht so viel verstanden“ (G, S. 42). Aber je mehr Richard erfährt, desto weniger kann er kalt bleiben. Er wacht nachts auf, weil ihn das Gehörte verfolgt: „Gendert hatte sein Rundgang in der Küche, mit Scham denkt er daran, wie er hier in der letzten Nacht auf einem Stuhl saß und, ohne den Grund zu wissen, aufgeschluchzt hat wie ein Verbannter. Was da in ihn gefahren sein mochte?“ (G, S. 115). Zu verstehen heißt also letztlich empathisch zu sein.

Zeit – Warten ohne Ankommen

Der Auslöser für Richards Experiment ist die Frage nach der Zeit:

[...] eine Frage der Zeit [...] Aber was heißt das? [...] Und plötzlich weiß er, warum er heute zwei Stunden auf dem Oranienplatz gesessen hat. [...] Über das sprechen, was Zeit ist, kann er wahrscheinlich am besten mit denen, die aus ihr herausgefallen sind. Oder in sie hineingesperrt, wenn man so will. (G, S. 48)

Die Zeit ist das, was Richard mit den Flüchtlingen verbindet.¹⁶ Das eigentliche Leben, der aus seiner Sicht sinnerfüllte Alltag, ist für den erst kürzlich pensionierten Witwer Richard vergangen und vor ihm liegt die ungewisse und ungeformte Zukunft, für die er erst Ordnung und Sinn finden muss.¹⁷ Dabei läuft seine Lebenszeit unweigerlich ab und wenn er keinen Sinn findet, bleibt nur noch das Warten auf den Tod. Auch bei den Geflohenen ist das eigentliche Leben vergangen und ein neues Leben ist nicht in Sicht. Ihnen bleibt ebenfalls nur das Warten, wobei permanent Fristen und Aufenthaltsgenehmigungen ablaufen: „Mahlzeiten, solange das Geld dazu reicht, und ansonsten Warten und Schlafen“ (G, S. 66). Diese Zeit der Untätigkeit ist mit einem immensen Zeitdruck gepaart und die im Laufe des Romans eintreffenden Briefe der Behörden verändern das Zeitgefühl komplett: „Die Zeit fühlt sich, seit die Briefe der Ausländerbehörde eintreffen, seitdem jeder der Männer hier auf sein Interview wartet oder es schon hinter sich hat, anders an“ (G, S. 213). Für Richard findet auch eine Umwertung der Zeit statt, alle Vorstellungen seines bisherigen Lebens entpuppen sich als Vorurteile:

Die längste Zeit seines Lebens hat er im hintersten Winkel seiner Seele gehofft, dass die Menschen aus Afrika weniger um ihre Toten trauern, weil das Sterben dort schon seit jeher so massenhaft auftritt. Jetzt saß in diesem hintersten Winkel seiner Seele stattdessen die Scham darüber, dass er es sich die längste Zeit seines Lebens so leicht gemacht hat. (G, S. 209)

Diese Denkmuster werden durch die tatsächliche Begegnung zurechtgerückt. Durch die Befragung der Geflohenen stellt Richard sich – wie von Kermani in

16 Vgl. dazu auch Katharina Granzin: „Das Phänomen des Zu-viel-Zeit-Habens ist es, das ihn [Richard, A.d.V.] mit den Flüchtlingen verbindet.“ Granzin, Katharina: Der gute Richard. In: die tageszeitung vom 13.09.2015. <http://www.taz.de/!5229981/> (abgerufen am 24.08.2016).

17 Vgl. dazu folgende Zitate, die sich auf seinen neuen Alltag als Pensionär beziehen: „Die Zeit ist jetzt eine ganz andere Art von Zeit.“ (G, S. 10) und „Nun aber quält ihn [...] die Zeit an sich.“ (G, S. 11).

der Friedensrede gefordert – irgendwann selbst Fragen, stellt sich im wahrsten Sinne des Wortes in Frage:

Wann ist der Übergang passiert, der aus ihm, dem mit den großen Hoffnungen für die Menschheit einen Almosengeber gemacht hat? Sicher nicht gleich nach dem Mauerfall, aber irgendwann danach, irgendwann unterwegs ist er eingeknickt und versucht nun im Kleinen, wie man so sagt, hier und da, wo es halt möglich ist, das eine oder das andere Gute zu tun. Hat er wirklich so gründlich alle Hoffnung verloren? (G, S. 217)

Die von Richard bereits verbrachte Lebenszeit ist unweigerlich vergangen, doch der Roman zeigt gleichzeitig, dass auch dann ein Wandel möglich ist. Innerhalb von nur vierzehn Stunden sichert Richard durch seine finanzielle Unterstützung das Überleben einer ganzen Familie.¹⁸ Im Verlauf dieser Begebenheit wird deutlich, dass der Schlüssel zur Unterstützung Richards persönliche Beziehung zu Karon ist: Nur dadurch erfährt er von der Notlage und dass ein Grundstückskauf in Ghana unkomplizierter als in Deutschland ist. Richard entschließt sich bewusst dafür, dass die Unterstützung Karons wichtiger ist und damit für ihn einen höheren Wert hat, als etwa die Anschaffung eines Aufsitzrasenmähers, Video-Beamers oder staubsaugenden Roboters (vgl. G, S. 253f.). Für die Umsetzung der Hilfeleistung zeigen sich zwei wichtige Aspekte: Zum einen hilft Richard uneigennützig ohne die Hoffnung auf Profit. Zum anderen nutzt er nicht ‚deutsche Möglichkeiten‘, sondern stattet Karon mit Geld und damit mit der Möglichkeit aus, sich selbst zu helfen und die Geschäfte auf ghanaische Weise abzuwickeln. Dies alles setzt gegenseitiges Vertrauen und eine persönliche Beziehung voraus.

Auch die titelgebende Konjugation des starken Verbs „gehen, ging, gegangen“ zeigt ein Verhältnis zur Zeit an. Zunächst einmal steht die Konjugation für das Überwinden der Sprachbarriere. Dieser Flexionsfolge begegnet Richard das erste Mal bei seinem Besuch der Flüchtlinge im Altenheim, als er feststellt: „über seinem [Apolls, A.d.V.] Kopf hängt an der Wand eine Liste der unregelmäßigen Verben: *gehen, ging, gegangen*“ (G, S. 65). Der Titel zieht sich leitmotivisch durch den Roman und wird vor allem an Stellen des Umbruchs wie z. B. den Umzügen wieder aufgerufen.¹⁹ Das Lernen der neuen Sprache gibt Hoffnung und für Ali steht fest, „[d]ie deutsche Sprache sei seine Brücke in dieses Land“ (G, S. 242). Dennoch betont die äthiopische Sprachlehrerin: „Sie

18 „Von dem Moment an, als Richard heute morgen, das Geld in die Innentasche eines Mantels gesteckt, in die S-Bahn gestiegen ist, bis zu dem Moment, in dem seinem Freund Karon ein Stück Land gehört, das seiner Familie das Überleben ermöglicht, sind nicht mehr als vierzehn Stunden vergangen“ (G, S. 282).

19 Vgl. dazu: G, S. 65, 201, 274, 292, 335f.

wissen nicht, was mit ihnen werden soll. Sie haben Angst. Es ist schwer, eine Sprache zu lernen, wenn man nicht weiß, wozu“ (G, S. 95).

Die afrikanischen Männer haben eine belastende Vergangenheit, warten in der Gegenwart auf die Entscheidungen über ihre Einzelfallprüfungen und haben keine Zukunft, kein Ziel. Es ist ein Gehen ohne Ankommen. Dies bemerkt Richard auch, wenn er über die territorialen europäischen Grenzen und konkreten Auswirkungen von Dublin II auf die Geflüchteten nachdenkt: So „dürfen sie zwar Italien verlassen, um dort nicht zu verhungern, aber anderswo ankommen dürfen sie nicht“ (G, S. 87). Aus diesem Grund erzählt Awad Richard seine ganze Geschichte bereitwillig ohne ein Detail zu verbergen: „Denn wenn jemand irgendwo ankommen wolle, dürfe er nichts verbergen“ (G, S. 73). Dadurch ändert sich Richards Wahrnehmung von dem Aufenthalt der Männer in Deutschland: „So hat er das noch nie gesehen: Dass das, was ihm hier Frieden zu sein scheint, für diese Männer, solange sie nicht ankommen dürfen, im Prinzip immer noch Krieg ist“ (G, S. 96). Ohne eine Zukunftsperspektive bleibt die Angst zurückkehren zu müssen und die belastenden Erlebnisse können nicht abgeschlossen und verarbeitet werden. Dies wird eindringlich deutlich, als die Ergebnisse der Einzelfallprüfungen eintreffen: Alle haben Ablehnungsbescheide erhalten. Mit der sich wiederholenden Phrase „muss gehen“ (G, S. 327) werden die Auswirkungen der Ablehnungsbescheide auf jeden einzelnen der im Roman vorgestellten Flüchtlinge benannt. Die Wiederholung der Phrase und die Beschreibung der zum Teil drastischen Reaktionen wie etwa Selbstmordversuche lassen keinen Zweifel daran aufkommen, was dieses ‚gehen müssen‘ für jedes der Individuen bedeutet (vgl. G, S. 327). Die Passage wird abgeschlossen mit einer sonst leeren Doppelseite, auf der allein die Frage wiederholt wird: „Wohin geht ein Mensch, wenn er nicht weiß, wo er hingehen soll?“ (G, S. 328f.). Diese Frage wird durch das Fehlen eines Ziels und einer Perspektive im wahrsten Sinne des Wortes zur Lebensfrage der Männer; die, die gar keine Hoffnung haben, bringen sich um.

„Nun gut, Herrschaft war schließlich auch eine Art von Beziehung.“ (G, S. 148) – Machtgefälle und Grenzen

Als Richard auf eine Tagung eingeladen wird, bei der er einen Vortrag über Seneca halten soll, überarbeitet er diesen und „spricht nicht nur über Vernunft, sondern auch über Erinnerung, und über Macht und Ohnmacht“ (G, S. 311). Vor allem die Themen Macht und Ohnmacht sind ihm in den vorherigen Monaten im Zusammenhang mit der Flüchtlingskrise und dem politischen und bürokratischen Umgang mit derselben begegnet. Seine eigenen Erfahrungen haben ihn daher zu der thematischen Erweiterung seines Vortrages bewegt. Die

im Roman vorgestellten Begegnungen mit Macht und Ohnmacht zeigen ein sich gegenseitig verstärkendes Verhältnis von Macht und Grenze: Machtverteilung stellt zum einen selbst eine Grenze her zwischen Menschen mit Macht und Menschen ohne Macht und zum anderen produzieren Grenzen jeder Art auch Machtgefälle, die diese Grenzen verstärken. Einfach ausgedrückt: Machtgefälle produzieren Grenzen und Grenzen produzieren Machtgefälle. Andreas Wimmer untersucht dieses Verhältnis in Bezug auf *Ethnische Grenzziehungen in der Immigrationsgesellschaft*. Er sieht dabei „die ‚Assimilation‘ und ‚Integration‘ von Immigranten nicht als Ergebnis der Überwindung kultureller Differenz und sozialer Distanz zwischen verschiedenen ‚Völkern‘, sondern als reversiblen und machtgeleiteten Prozess der Grenzverschiebung.“²⁰ Im Folgenden soll herausgearbeitet werden, wie sich diese durch Machtgefälle erzeugten Grenzen im Roman zeigen.²¹

Richard stellt zunächst in Bezug auf die von jedem Menschen unbeeinflussbare Herkunft und die damit einhergehenden erlebten Erfahrungen ein generelles Ungleichgewicht fest. So haben die geflohenen Männer durch ihre Kriegserlebnisse viele negative und traumatisierende Erfahrungen gesammelt und können diese nicht einfach ablegen. Dies steht im Kontrast zu den allgemeinen Lebensbedingungen in Deutschland, wo aus Richards Sicht eine Wahl besteht, in welche Richtung sich das Leben entwickelt, welcher Beruf gewählt wird, wie ein Lebensentwurf aussehen soll. Er stellt fest, dass aus dieser Perspektive die Machtverhältnisse im bürokratischen Umgang mit Geflüchteten umso ungerechter erscheinen. Diejenigen, die jede Wahl haben, treffen nun eine Auswahl und haben dadurch die Macht zu entscheiden, wessen Geschichte schlimm genug ist, um in Deutschland bleiben zu dürfen:

Da irgendwo liegt das Problem, denkt Richard, dass die erlebten Geschichten ein Ballast sind, den man nicht abwerfen kann, während von denen, die sich die Geschichten aussuchen dürfen, eine Auswahl getroffen wird. (G, S. 86)

Dabei wird die Macht mit Gesetzen, Vereinbarungen und Bürokratie durchgesetzt. So resümiert Richard, dass „Menschen, die, nachdem sie die Überfahrt über ein wirkliches Meer überlebt haben, nun in Flüssen und Meeren aus Akten ertrinken“ (G, S. 310). Zudem sind die Verordnungen und Formulare auch für

20 Andreas Wimmer: *Ethnische Grenzziehungen in der Immigrationsgesellschaft*. Jenseits des Herder'schen Commonsense. In: Frank Kalter (Hg.): *Migration und Integration*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 48 (2008), S. 57–80, hier S. 57.

21 Dabei stellt natürlich auch der Umgang mit territorialen Grenzen ein Machtmittel dar, wie bereits herausgearbeitet wurde.

ihn, den emeritierten Professor, nur schwer verständlich und nachvollziehbar. Er verwendet einen ganzen Tag, um die europäische Grenzproblematik und die Verordnung Dublin II zu verstehen (vgl. G, S. 84ff.) und macht sich bewusst, dass dies für einen Nicht-Muttersprachler quasi unmöglich ist: „Einen Moment lang stellt Richard sich vor, jemand würde ihm auf Arabisch diese Gesetze erklären“ (G, S. 87). Bei dem Studium der rechtlichen Vereinbarung zwischen dem Berliner Senat und den auf dem Oranienplatz lebenden Männern stellt Richard schnell fest, dass die Vereinbarung viel zu kurz für einen rechtlichen Text ist, sogar seine Telefonverträge seien länger (vgl. G, S. 128). „Wenn in Deutschland ein Schriftstück so kurz ist, erscheint ihm das, gelinde gesagt, höchst erstaunlich“ (G, S. 128). So stellt Richard dann auch fest, dass die Männer ihr Camp lediglich für die vage Hoffnung aufgegeben haben, in Deutschland als Asylbewerber anerkannt zu werden:

Die Senatorin unterstützt im Rahmen ihrer politischen Verantwortlichkeit. Es erfolgt eine Prüfung der Einzelfallverfahren im Rahmen aller rechtlichen Möglichkeiten. Abschiebung für die Zeit der Prüfung ausgesetzt.

Ein Rahmen, das versteht sich von selbst, ist auch nichts anderes als eine Grenze. Und eine Zeit der Prüfung ist, mal früher, mal später, vorüber. Ewigkeit wird hier also gegen Zeit eingetauscht. Eine wirkliche Räumung eines wirklichen Ortes auf Dauer gegen den schwimmenden Begriff einer Hoffnung“ (G, S. 130).

Die Vereinbarung zeigt für ihn bereits in der metaphorischen Beschreibung als ‚Rahmen‘ die Grenzen ihrer eigenen Wirksamkeit auf. Sie begrenzt die Verantwortung und Zuständigkeit. Leider weiß Richard auch, dass diese Hoffnung verschwindend gering ist, denn für ihn zeigt die Vereinbarung außerdem:

Der Text teilt also jenseits des Inhalts der einzelnen Sätze noch etwas anderes mit: Die Flüchtlinge konnten sich keinen Anwalt leisten und verstehen kaum Deutsch. Die Hoffnung ist das, was sie am Leben hält, und Hoffnung ist billig (G, S. 130).

Wie ‚billig‘ diese Hoffnung ist und wie richtig Richard mit seiner Einschätzung liegt, wird klar, als die Vereinbarung im Nachhinein für ungültig erklärt wird.²² Dies alles geschieht durch „ein paar Buchstaben auf einem Brief“ (ebd.)

22 „Ein Jurist aus Konstanz am Bodensee sei zu Rate gezogen worden. Eine entscheidende Unterschrift habe leider, leider!, auf dem Papier gefehlt. Richard weiß, dass inzwischen verschiedene Menschenrechtsorganisationen das Vorgehen des Berliner Senats gegenüber den in der obersten Etage ihres Heimes verschanzten Flüchtlingen beanstandet haben, und kann sich denken, dass das Gutachten des fernen Juristen im Zusammenhang mit dieser Kritik steht. Wenn ein Vertrag nicht bindend ist, gibt ein Vertragsbruch auch keinen legitimen Grund ab für einen Protest“ (G, S. 300).

und stellt einen großen Kontrast zu den sehr persönlichen und lebendigen Konsequenzen dar, die der Roman ins Zentrum stellt. Bei einer Versammlung der Flüchtlinge und des Senats erkennt Richard, dass die Zusammenkunft eigentlich einem Verteidigungskrieg gleicht:

In Wahrheit wollen sie vom Senat nichts. In Wahrheit wollen sie auf Arbeitssuche gehen und sich ihr Leben selbst organisieren, so wie jeder, der bei Kräften und bei Verstand ist. Diejenigen aber, die dieses Gebiet bewohnen, erst seit ungefähr 150 Jahren heißt es *Deutschland*, verteidigen ihr Revier mit Paragraphen, mit der Wunderwaffe der Zeit hacken sie auf die Ankömmlinge ein, stechen ihnen mit Tagen und Wochen die Augen aus, wälzen Monate über sie hin, und wenn sie dann noch immer nicht still sind, geben sie ihnen, vielleicht, drei Töpfe in verschiedenen Größen, Bettwäsche und ein Papier, auf dem *Fiktionsbescheinigung* steht. (G, S. 102f.)

Macht und Grenzen werden durch bürokratische Waffen verteidigt. Wenn diese treffen, sind auch sie tödlich. Zynisch stellt Richard fest, dass selbst ein vermeintlicher Sieg, das Erhalten einer sogenannten ‚Fiktionsbescheinigung‘ im Prinzip keine Veränderung bedeutet: „Wie er bald verstand, handelte es sich nur um eine Bestätigung dafür, dass ein Mensch, der noch nicht das Recht besaß, sich *Flüchtling* zu nennen, vorhanden war. Rechte gründeten sich auf eine solche *Fiktionsbescheinigung* nicht“ (G, S. 104). Der Aufenthalt eines Menschen, der sich eigentlich nach Autonomie und Sicherheit sehnt, wird als fiktiv eingestuft – d. h. die bürokratische Kategorie scheint den von den Flüchtenden selbst beschriebenen Verlust der Identität zu bestätigen. Zudem ist der Terminus ‚Fiktionsbescheinigung‘ für Laien kaum zugänglich.

Das bestätigt sich dann auch in Bezug auf andere Gesetzestexte wie ein Anwalt Richard und Ithemba erklärt:

Die geschriebenen Gesetze treten, je höher entwickelt eine Gesellschaft ist, an die Stelle des *common sense*. In Deutschland sind es nach meiner Einschätzung nur noch zwei Drittel aller Gesetze, die im Gefühlsleben des Volkes, wenn ich das einmal so ausdrücken darf, verankert sind. Ein Drittel sind bereits so hochentwickelte, reine Gesetze, so sauber formuliert, dass die gefühlsmäßige Grundlage überflüssig geworden und praktisch nicht mehr existent ist. (G, S. 307)

Neben diesen juristischen Formen setzen sich die Auswirkungen von Macht und Grenze im Alltag der Geflohenen fort. Die Machtverteilung zeigt sich in den Begegnungen meist an kleinen Gesten. So klopfen die Betreuer nicht an oder warten trotz Klopfens nicht auf eine Erlaubnis einzutreten, wenn sie in die Zimmer der Flüchtlinge eintreten (vgl. G, S. 59, 65). Damit wird jegliche Privatsphäre, die durch die Mehrfachbelegung der Zimmer sowieso schon kaum

vorhanden ist, übergangen. Richard hingegen wird als Kontrastfigur aufgebaut, der sichtlich unsicher ist, ob er in diesen gemeinschaftlichen Wohnräumen, in denen ständig jemand schläft, sein Interview durchführen kann, ohne die Schlafenden zu stören. Richard ist derjenige, der „klopft und wartet“ (G, S. 73), sodass er bereits an diesem Verhalten vor dem Eintritt erkannt wird (vgl. G, S. 164).

In der zweiten Unterkunftsstätte der Afrikaner geht dieses Ausspielen der Macht sogar so weit, dass die Betreuer als Kollektivstrafe den Feueralarm auslösen, wenn in der Küche ein Herd angeschaltet geblieben ist: „Nein, sagt der Mann am Einlass, das war nur eine Übung, irgendwer lässt in der Küche immer den Herd an, das geht nicht, das müssen die lernen“ (G, S. 214). Ein weiteres Beispiel für den rüden Umgang mit den Flüchtlingen ist, als man die Hälfte des ihnen zustehenden Geldes einbehält, um sie zu zwingen, eine neue Unterkunft zu beziehen, die man ihnen zugewiesen hat. Grund für die Verzögerung des Auszugs ist jedoch eine Windpockenepidemie und Richard ärgert sich über diese aus seiner Sicht unnötige Drohkulisse: „Als seien Bakterien bestechlich“ (G, S. 134).

Insofern wird im Laufe des Romans deutlich, in welcher machtlosen Position sich die Männer befinden, da sie sich in einem grundlegenden Sinne *außerhalb* befinden, denn diejenigen, die sich im Innern Deutschlands befinden, grenzen sich ab, machen dieses Innen durch Geld, Zeit und Bürokratie unzugänglich. Dabei entsteht ein hierarchisches Verhältnis, sodass statt einer Beziehung von Mensch zu Mensch ein deutliches Ungleichgewicht entsteht zwischen Macht und Ohnmacht.

Fazit eines Grenzanges

In dem Maße, wie die Flüchtlingsdebatte bei Erscheinen des Romans (und auch bei der Niederschrift dieses Artikels) ein polarisierendes Thema darstellt, so scheiden sich auch die Meinungen der RezensentInnen zu diesem Roman. Friedmar Apel (FAZ) sieht in dem „gründlich recherchierten Tatsachenroman“ von Erpenbeck trotz Flüchtlingsthematik „kein[en] Aufruf zur Weltverbesserung, sondern reflektierte Unterhaltung“. ²³ Für Hannah Lühmann (Welt) ist *Gehen, ging, gegangen* eine „poetische, traurige und spannende Utopie“ ²⁴, Er-

23 Apel: Wir wurden.

24 Hannah Lühmann: Wer ist hier vom Mond? In: Die Welt vom 29.8.2015. http://www.welt.de/print/die_welt/literatur/article145764936/Wer-ist-hier-vom-Mond.html (abgerufen am 24.08.2016).

penbecks Roman lebe gerade von seinem völligen Antirealismus.²⁵ Cornelia Geißler (BZ) dagegen nimmt den Roman realistisch wahr: „Erpenbecks Buch ist so nah an der Realität, dass man alles für wahr halten möchte.“²⁶ Kritik wird vor allem an der Rahmengeschichte und der Hauptfigur Richard geübt: Laut Dana Buchzik (Spiegel Online) leiste der Roman in seinen dokumentarischen Passagen zwar einen wichtigen Beitrag zur Flüchtlingsdebatte, für sie scheitert der Roman jedoch an der in „kolonialen Denkmustern verhaftet[en]“ Hauptfigur Richard.²⁷ Jörg Magenau sieht Richard als überhöhte Stellvertreterfigur und stellt fest: „Richard – oder vielmehr Jenny Erpenbeck auf dem Umweg über ihre Figur – macht aus den Flüchtlingen geradezu mythische Figuren.“²⁸ Diese Verklärung der Flüchtlinge diene zwar als literarische Strategie, die der politischen Ignoranz und dem vorherrschenden Chauvinismus hierzulande entgegengehalten werde, jedoch kritisiert Magenau vor allem die für ihn „nicht wirklich überzeugenden Rahmengeschichten.“²⁹ Er fragt daher: „Hätte nicht eine Reportage ohne ein fiktives Mäntelchen mehr erreichen können?“³⁰

Auffällig ist, dass unabhängig vom Urteil der RezensentInnen vor allem das Verhältnis zur Wirklichkeit im Fokus steht. Dabei bestätigt sich indirekt die Ausgangsthese, dass der Roman eben keine neutrale Sichtweise einnimmt und es dadurch auch zu diesen polarisierenden Urteilen kommt. Erpenbecks Roman zeigt anhand der europäischen Grenzproblematik u. a. die Grenzen der Bürokratie auf. Sie setzt damit 2015 einen der Anfangspunkte der literarischen Verarbeitung eines hoch aktuellen Themas, welches sie durch ihren Roman sichtbar und diskutierbar werden lässt. Dies alles geschieht aus der Sicht eines Grenzgängers: Eines emeritierten Professor für Alte Sprache, der sich in seinem eigenen Forschungsprojekt auf den Weg macht, Grenzen zu überschreiten. Dadurch gelangt er von der Perspektivänderung zur Verhaltensänderung. Was aus dieser Erzählung vom Mitsehen und Miterleben und der Entwicklung von

25 Vgl. Lühmann: Mond.

26 Cornelia Geißler: Flüchtlingsroman „gehen, ging, gegangen“ von Jenny Erpenbeck. Den Menschen, die zu uns kommen, ein Gesicht geben. In: Berliner Zeitung vom 09.10.2015. <http://www.berliner-zeitung.de/kultur/literatur/fluechtlingsroman--gehen--ging--gegangen--von-jenny-erpenbeck-den-menschen--die-zu-uns-kommen--ein-gesicht-geben-23028820> (abgerufen am 24.08.2016).

27 Dana Buchzik: Roman von Jenny Erpenbeck: Trifft ein Berliner Professor auf Flüchtlinge. In: Spiegel Online vom 02.09.2015. <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/gehen-ging-gegangen-von-jenny-erpenbeck-rezension-a-1050518.html> (abgerufen am 24.08.2016).

28 Jörg Magenau: Ein Stückchen Acker in Ghana. In: Süddeutsche Zeitung vom 31.8.2015. <http://www.sueddeutsche.de/kultur/longlist-zum-deutschen-buchpreis-ein-stueckchen-acker-in-ghana-1.2627330> (abgerufen am 24.08.2016).

29 Vgl. ebd.

30 Ebd.

Erpenbecks Figur im Rezeptionsprozess erwächst, ist letztlich Sache der LeserInnen. Jedoch verweist Erpenbecks Spendenaufruf im Paratext deutlich aus der Fiktion hinaus in die Realität. Damit positioniert sich der Roman klar als ein Plädoyer, sich den nach Deutschland flüchtenden Menschen anzunehmen. Richard muss vor diesem Hintergrund in seiner Wandlung als Vorbild-Figur verstanden werden. Erpenbeck reiht sich damit in eine Literatur der politischen Teilhabe ein, wie die im Nachkriegsdeutschland mit den Namen Ingeborg Bachmann oder Heinrich Böll und in der Gegenwart mit Juli Zeh oder Ilija Trojanow verbunden ist.³¹ *Gehen, ging, gegangen* fragt nach der Gültigkeit humanitärer Werte in unserer globalisierten Welt und ist ein Plädoyer, sich als globalisiertes Subjekt nicht den Angstszensarien zu unterwerfen, sondern sich zu engagieren und wenn nicht allen, so doch wenigstens einem einzelnen Menschen zu helfen, einfach weil es möglich ist.

Literatur

Primärliteratur

Erpenbeck, Jenny: *Gehen, ging, gegangen*. 4. Aufl., München: Albrecht Knaus Verlag 2015.

Sekundärliteratur

Eigmüller, Monika: Der duale Charakter der Grenze. Bedingungen einer aktuellen Grenztheorie. In: Monika Eigmüller/Georg Vobruba (Hg.): *Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes*, Wiesbaden: VS Verlag 2006, S. 55–74.

Wimmer, Andreas: Ethnische Grenzziehungen in der Immigrationsgesellschaft. Jenseits des Herder'schen Commonsense. In: Frank Kalter (Hg.): *Migration und Integration. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 48* (2008), S. 57–80.

Internetquellen

Apel, Friedmar: *Wir wurden, werden, sind sichtbar*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 16.09.2016. <http://www.faz.net/-gr3-87529> (abgerufen am 24.08.2016).

31 Vgl. dazu das Gespräch von Ijoma Mangold mit Jenny Erpenbeck, Ulrich Peltzer und Ilija Trojanow zu politischer Literatur. Mangold: Gespräch.

- Buchzik, Dana: Roman von Jenny Erpenbeck: Trifft ein Berliner Professor auf Flüchtlinge. In: Spiegel Online vom 02.09.2015. <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/gehen-ging-gegangen-von-jenny-erpenbeck-rezension-a-1050518.html> (abgerufen am 24.08.2016).
- Dossier der taz zum Flüchtlingscamp auf dem Oranienplatz: <http://www.taz.de/!t5013807/> (abgerufen am 14.08.2016).
- Eisenberg, Peter: Wort des Jahres „Flüchtling“. Hier endet das Gendern. In: FAZ vom 16.12.2015 <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/wort-des-jahres-fluechtling-hier-endet-das-gendern-13967817.html> (abgerufen am: 11.09.2016).
- Geißler, Cornelia: Flüchtlingsroman „Gehen, ging, gegangen“ von Jenny Erpenbeck. Den Menschen, die zu uns kommen, ein Gesicht gegeben. In: Berliner Zeitung vom 09.10.2015. <http://www.berliner-zeitung.de/kultur/literatur/fluechtlingsroman--gehen--ging--gegangen--von-jenny-erpenbeck-den-menschen--die-zu-uns-kommen--ein-gesicht-gegeben-23028820> (abgerufen am 24.08.2016).
- Granzin, Katharina: Der gute Richard. In: die tageszeitung vom 13.09.2015. <http://www.taz.de/!5229981/> (abgerufen am 24.08.2016).
- Kermani, Navid: Über die Grenzen – Jacques Mourad und die Liebe in Syrien. Friedenspreisrede des deutschen Buchhandels. 2015. <http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/819312/> (abgerufen am 03.09.2016).
- Lühmann, Hannah: Wer ist hier vom Mond? In: Die Welt vom 29.8.2015. http://www.welt.de/print/die_welt/literatur/article145764936/Wer-ist-hier-vom-Mond.html (abgerufen am 24.08.2016).
- Magenau, Jörg: Ein Stückchen Acker in Ghana. In: Süddeutsche Zeitung vom 31.8.2015. <http://www.sueddeutsche.de/kultur/longlist-zum-deutschen-buchpreis-ein-stueckchen-acker-in-ghana-1.2627330> (abgerufen am 24.08.2016).
- Mangold, Ijoma: Gegen die herrschende Klasse. Gespräch. In: Die Zeit vom 02.11.2015 (gedruckt in Zeit Literatur vom 08.10.2015, S. 4-9). <http://www.zeit.de/2015/41/literatur-politik-gesellschaft-ilija-trojanow> (abgerufen am 22.08.2016).
- Naumann, Sebastian: Jenny Erpenbeck: Flüchtlinge sind zu Freunden geworden. In: BZ vom 11.10.2015. <http://www.bz-berlin.de/kultur/literatur/jenny-erpenbeck-fluechtlinge-sind-zu-freunden-geworden> (abgerufen am 23.08.2016).

Universität Marburg: Oberflächenphysik. http://www.uni-marburg.de/fb13/researchgroups/of/introduction/oberfl.html?language_sync=1 (abgerufen am 23.08.2016).

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub

universitäts
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/76592

URN: urn:nbn:de:hbz:465-20220825-142934-9

Ersch. in: Schlicht, Corinna; Steltz, Christian (Hrsg.) Narrative der Entgrenzung und Angst. Das globalisierte Subjekt im Spiegel der Medien. S. 171-192

Alle Rechte vorbehalten.